

Abonnementspreis für Nichtmitglieder 75 Pf. pro Quartal erst. Bestellgeld. Man abonniert bei allen Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten, sowie in der Expedition.

# Buchbinder-Zeitung.

Redaktion und Expedition: A. Dietrich, Stuttgart, Hauptstraße 80.

Inserate pro 4spaltige Zeitspalt 20 Pf., für Verbandsangehörige 10 Pf. Einrückungen in der Betrag in Reichsmark beizulegen, ansonsten der Abdruck unterbleibt.

Organ des Verbandes der in Buchbindereien, der Papier- und Lebergalanteriewaaren-Industrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen Deutschlands.

Nr. 38.

Stuttgart, Sonnabend den 22. September 1894.

10. Jahrgang.

## Bekanntmachung des Verbandes

Dem Anhaber des Mitgliedsbuches Nr. 2350 (A. Knülle aus Arnberg), berzeit auf der Reise, ist in Abwet irrthümlicher Weise eine Legitimation ausgefertigt worden; derselbe hat dafelbst für 26 Wochen Beiträge gezahlt, ohne in dieser Zeit thätigkeits Mitglied gewesen zu sein. Legitimation sammt Mitgliedsbuch ist einzuziehen und zur Kontrolle einzuliefern.

Der Verbandsvorstand. J. A. A. Dietrich.

## Das Recht im Staate.

Von Franz Hill.

Fiat justitia, pereat mundus.\*

Um die gewichtige Frage des Rechtes dreht sich der ganze erbitterte Kampf des Menschengeschlechtes seit Anbeginn seiner Geschichte. Die soziale Bewegung der Gegenwart ist ebenso ein Streit ums Recht, wie dies alle großen Volksbewegungen seit dem frühesten Alterthum bis zur modernen Neuzeit gewesen sind, und es handelt sich im Wesentlichen bei allen darum, wer sich am frühesten sein Recht zu — sichern vermag. Daher sehen wir auch, daß in allen bis heute dagewesenen Staatsformen das Recht der bloße Ausdruck der Gewalt gewesen und so oft in seinen Begriffen wechselte, als die Gewalt des Schwächeren der Gewalt des Stärkeren unterliegen mußte. „Daher“ — sagt Rousseau — „ist auch jede Stärke, welche die erste übersteigt, Erbthum des Rechtes; und sobald man ungekräftigt nicht gehorchen braucht, besitzt man das Recht dazu, und da der Stärkere immer Recht hat, handelt es sich nur darum, es so einzurichten, daß man der Stärkere ist.“

Gaben wir nun bei Betrachtung der Rechtsfrage den heutigen Klassenstaat vor Augen, so entgeht uns das alte, ererbte Recht der Lieberlieferung keineswegs. Herabgenommen aus den feodal-mittelalterlichen Begriffen der Vergangenheit, hat die Bourgeoisie von heute in Folge ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht dem öffentlichen Rechte den Stempel ihres ureigenen Willens und Empfindens aufgedrückt. Damit soll nun nicht etwa gesagt sein, die Bourgeoisie löbe dem Standpunkt des geltenden juristischen Rechtes eine einseitige Klassenjustiz. Gerade ihrer gewonnenen Macht zufolge ist die fundamentale Rechtsnorm im Staate der Geist der Bourgeoisie als herrschende Klasse, und ihre maßgebende Wille herrscht und diktiert in den Gesetzen und Verboten gipfelnden Gesetzen, die der Ausdruck des geltenden juristischen Rechtes sind. Gilt also jenes Recht, das, wie Schiller sagt, mit uns geboren, auch im souveränen Staat keineswegs, so ist es klar, wie der Schwache im Klassenstaat unter dem schablonenmäßig gefaktenen Begriff des öffentlichen und juristischen Rechtes leidet. Geben wir auf das weite Gebiet der juristischen Rechtsprechung, so finden wir unsere Behauptungen deutlich bewiesen. Beachten wir die schon so oft ausgesprochene Thatsache, daß in Folge der rapid wachsenden Verelendung der Massen die Vergehen und Verbrechen gegen die durch das bürgerliche Recht in Schutz gehaltenen Institutionen, insbesondere aber die Vergehen gegen das Eigentum, mit logischer Nothwendigkeit aus den Sozialzuständen der Gegenwart resultieren, so muß das moderne Recht sonderbare Bedenken in uns wachrufen. Gestützt auf die Resultate der modernen Wissenschaft, weiß jeder Physiologe, daß alle äußeren Einflüsse, welche gegeben sind, Unlust oder die sogenannten schmerzhaften Affekte im Menschen zu erzeugen, eine Störung im Geistesleben verursachen. Schmerz, Sorge, Hunger u., die sich in der heutigen Gesellschaft in den mannigfaltigsten Wechselwirkungen zu einander äußern, üben daher ständig jenen Einfluß auf einen Theil der Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft aus, der den Geist von den Pflichten der Erkenntnis ablenkt, woraus mit logischer Konsequenz die Thatsache, daß alle Verbrechen und Vergehen in einer unaußweichlichen Zwangslage verübt, Ausflüsse einer krankhaften Geistesaktivität sind, zu folgern sei. Derselbe Gesellschaft, aus deren Sumpf die Verbrechen resultieren, macht sich Kraft ihres erworbenen Rechtes das Richteramt über Jene, die die Opfer ihrer eigenen Sinne geworden, an. Wird nun

den erwähnten physiologischen Umständen im vollsten Maße Rechnung getragen? Immerhin mag dies bei dem Stande der neueren Wissenschaft in sehr spärlichem Maße der Fall sein, nie aber so, als es Angesichts der zwingenden Thatsachen am Plage wäre. Der maßgebende Wille der Staatsgewalt, die in diesem Falle die wirtschaftlich stärkere Klasse repräsentiert — ist entscheidend, ist — Recht im Staate.

Stirner sagt in seinem „Einzigem und sein Eigentum“: „Der Wille der ganzen Gesellschaft ist das Recht, insofern dieselbe einen allgemeinen Willen besitzt. Ist dies nicht, sondern nur einseitig der Fall, so behält eben das Recht seine wächserne Nase.“ — Um nun aber der Gesellschaft zu einem allgemeinen Willen zu verhelfen, muß, wie W. v. Humboldt sagt, in erster Reihe dem fremden Rechte Achtung verschafft werden, d. h. die Respektierung der ungehinderten Meinung des Einzelnen müsse der fundamentale Rechtsgrundsatz des Staates sein. Allein gerade hier sehen wir, daß es in den meisten unserer sogenannten Rechtsstaaten sehr viel auszubessern gibt. Frei in Wort und Schrift seine Meinung, wie diese auch immer lauten mag, öffentlich und ungehindert zum Ausdruck bringen zu können, ohne bei dem ersten Anlasse mit Polizei und Kerker bedroht zu werden, muß gewiß in den Einzelnen das schöne Bewußtsein einer weitgehenden individuellen Freiheit erwecken, und trägt andererseits zur Verbesserung sozialer Schäden und zur ruhigen Entwicklung des Staates und der Gesellschaft bei. Es genügt keineswegs, nur die Meinungen staatslicher bedachter Berufsgelehrten, Politiker und insbesondere Juristen zu hören, denn immer wird ihre Ansicht eine einseitig geschnitten sein, wenn nicht gar das in verschiedenen Punkten nothwendige Wissen von der Stäufel einer engen Schulmeinung vollständig verborben und so erfolgreichem praktischem Handeln unbrauchbar geworden ist. Die freie Meinung des Bürgers muß daher nicht bloß erlaubt und gebildet, sie muß dem Staate heilig sein. In derselben Weise äußert sich auch der Philosoph Kant: „... Der Staat wird die Letzteren (die Unterthanen) stillschweigend dazu auffordern, welches so viel heißt, als: er wird sie frei und öffentlich über die allgemeinen Maximen der Kriegsführung und Friedensstiftung reden lassen.“ ... Es ist aber hienüt nicht gemeint, daß der Staat den Grundsätzen des Philosophen vor den Ansprüchen des Juristen den Vorzug einzuräumen müsse, sondern nur, daß man ihn höre. Der Letztere, der die Wage des Rechts und nebenbei auch das Schwert der Gerechtigkeit sich zum Symbol gemacht hat, bedient sich gemeinlich des Letzteren, nicht um etwa bios alle fremden Einflüsse von dem ersteren abzuhalten, sondern, wenn die eine Schale nicht sinken will, das Schwert mit hineinzulegen; wozu der Jurist, der nicht zugleich auch Philosoph ist, die größte Verdienste hat, weil seines Amtes nur ist, vorhandene Gesetze anzuwenden, nicht aber, ob diese selbst nicht einer Verbesserung bedürfen, zu unteruchen, und rechnet diesen in der That niedrigeren Rang seiner Fakultät darum, weil er mit Macht beglückt ist, zu den Höheren.“

Die Sünde, die also von beinahe allen unserer modernen Kulturstaaten begangen wird, liegt also hauptsächlich in der Unterdrückung der freien Meinungsäußerung, in dem nicht hören wollen von Wahrheiten, die den eigenen Rechtsanschauungen der Herrschenden widersprechen. Vollkommen freie individuelle Betätigung des Einzelnen in allen öffentlichen und staatlichen Angelegenheiten ist das treibende Motiv zur allmählichen Herausbildung des Rechtes aus den bisher umgebenen Irthümern. Alle Gesetze, welche die öffentliche Meinung beeinträchtigen, hindern das natürliche Recht in seiner fortschreitenden Entwicklung. Nicht Gesetze gegen die öffentliche Meinung — sagt Rousseau — sondern die öffentliche Meinung muß eine Art Gesetz sein, für dessen Beobachtung der Jenor im Staate zu sorgen hat.

Wir sind nun mit unseren Anschauungen über ein natürliches Recht keineswegs so kindisch, mit gewissen Geißspornen, aller klaren Vernunft entgegen, jenes fabelhafte Recht des „Einzigem“, d. h. die volle individuelle Freiheit ohne Grenzen, in Anspruch zu nehmen, da wir den Menschen, auch in seiner höchstentwickelten Vollkommenheit, nur als gesellschaftliches Wesen erkennen, somit auch im bestorganisirten Staatswesen eine Unter-

ordnung des Individuums unter das Gemeinwohl der Gesellschaft nothwendig ist, wenn letztere nicht in ihrem harmonischen Einklange gestört werden soll. So verstehen wir auch die Definition, die Dr. Ferrus in seiner Broschüre „Macht und Recht“ gibt: „... Vom Menschen allein wissen wir, daß die Erkenntnis der Nothwendigkeit einer allgemeinen Freiheits- und Machtbegrenzung zum Vernunftsgesetz geworden ist und der Ordnungsidee, die auch Hädel unvermerkt in das Zusammenleben einschleibt, zu Grunde liegt. Dieser aber schließt das sogenannte Naturrecht des Stärkeren, die bloße Machtübung nach Willkür aus und gefaltet sich zur Rechtsidee, welche die Herrschaft über bloße Machtgelüste gewinnt, und zur allgemeinen Norm, mit einzelnen Ausflüssen in Gesetzen und Verboten, die erzwingbar sind, erhebt, und die für eine Rechtsordnung in der Gesellschaft und dem Staate maßgebende Vernunftordnung ist und bleibt.“

Die Realisirung einer Gesellschaftsform, in der das Recht jedes Einzelnen ein geheiligtes, unantastbares Prinzip ist, ist daher der eigentliche Endzweck des modernen Sozialismus. Das Recht des Einzelnen muß mit dem Rechte der Gesellschaft identisch, gleichbedeutend sein, wenn es innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft seine Geltung behaupten will. Eine Identität beider Rechte besteht aber allerdings nur dann, wenn das geistige und materielle Wohlergehen ungetrenntlich mit dem Wohlsein der Gesamtheit verknüpft ist, wenn die harmonischen Interessen des einzelnen Individuums in innigster Geheiligtheit so verknüpft sind, daß die Schädigung fremden Wohls zugleich einen Schnitt ins eigene Fleisch bedeuten würde. Der Grenzstein, der hier einem krankhaften Ausflusse der menschlichen Selbstsucht gesetzt wäre, läge in der Thatsache, daß der Mensch ein seiner Natur und Bestimmung nach mit dem Gesellschaftsstribe ausgestattetes gesellschaftliches Wesen ist, was ihn aus dem Einzelleben mit eiserner Nothwendigkeit in ein geordnetes Zusammenleben drängt, daher ihn schon der Naturtrieb, sein eigenes Wohl geschützt zu finden, vor jeder Schädigung des Gemein- und fremden Wohls, abhalten würde. „Das Entgegenbringen von Achtung für fremdes Recht — sagt Humboldt — ist das einzige sichere und unerschöpfliche Mittel, Verbrechen zu verhüten; und diese Absicht erreicht man nie, sobald nicht jeder, welcher fremdes Recht angreift, gerade in eben dem Maße in der Ausübung des feinsten Gegenmittels wird, die Ungleichheit möge nun im Mehr oder Weniger bestehen. Denn nur eine solche Gleichheit bewahrt die Harmonie zwischen der inneren moralischen Ausbildung des Menschen und dem Gebelien der Veranstaltung des Staates, ohne welche auch die künstlichste Gesetzgebung allemal ihres Endzwecks verfehlen wird.“ Es mag nun immerhin auch in einer derartig organisirten Gesellschaftsform im menschlichen Gemüthe ein krankhafter Affekt zeitweilig werden, so wird schon — um mit Spinoza zu reden — der durch die größtmögliche Entfaltung reiner Vernunft gegenseitig wirkende Lustaffekt, d. h. der unüberwindliche Hang, das eigene Dasein schön zu gestalten, den Satz: „Was du nicht willst, das man dir thut“, das füge keinem Andern zu“ — zum obersten Moralprinzip machen.

Wir sehen, das Recht gegen sich selbst, das Recht, an allen Errungenschaften menschlicher Kultur Theil zu nehmen, entwickelt nothwendig in einem Zustande höchster Vernunft — das Recht gegen Andere, da die Glückseligkeit des wahrhaft Gebildeten nur dem Bewußtsein, Andere mit derselben Maße von Freiheit und Genüssen ausgestattet zu wissen, entspringt, was nothwendig zur Willkürbegrenzung unter gleichen Verhältnissen, freiwillige Unterordnung der Freiheit unter das Interesse der Gesamtheit führen muß.

Die Beseitigung der privaatkapitalistischen Wirtschaftsweise, als Quelle aller Unordnung, und die Realisirung der sozialistischen Gesellschaft als Gebilde vollster Interessengemeinschaft, wird auch den Begriff des bisherigen Rechtes reformiren und an Stelle vererbter Klassenrechte allgemeines Menschenrecht setzen.

## Korrespondenzen.

Fürst. Unter politischem Schutz stand der hiesigen Mitgliedschaft die Feier ihres zehnten Stiftungsfestes, welches am Sonntag den 2. September bei herrlichem Wetter auf der Willhelmshöhe

stattfand. Ein Herr Offiziant hatte sich mit noch einem Angehörigen der Hermandad eingefunden, um Nachst zu geben, daß „sein Unglück geschied“ Kollege Kirchner, welcher die Festrede übernommen wurde angebetet, öffentliche Angelegenheiten nicht zu berühren, die Festrede darf keine politische sein, um nicht die Ausweisung von Winderjährigen, Frauen und Kindern herbeizuführen. Was Alles mit einer solchen Anordnung gemacht werden kann, bedarf keiner Auseinandersetzung; man kann damit jedes Fest, das das harmloseste, unmaßliches machen. Der politische Schatz war absolut überflüssig bei unserem Feste, denn Angehörige von Genossenschaften wissen sehr wohl, was sie zu thun haben, um nicht Gelegenheiten zu geben, die wirtschaftlichen Schutzverbände der Arbeiter, die den Unternehmern und ihren juristischen Bevollmächtigten noch viel unangenehmer sind, als die selbständige politische Bewegung der Arbeiterklasse, politisch zu erklären und dazu gehörige Maßregeln zu treffen. — Der Besuch unseres Festes war ein schwacher, selbst unsere hiesigen Verbandskollegen fanden es nicht der Mühe werth, sich zahlreich einzufinden, auch die vereinigten Genossenschaften, mit Ausnahme einiger, ließen uns mit ihrem Besuch im Stich, und läßt sich gar nicht anders denken, als daß wir mit einem schönen Fest zu rechnen haben. War auch der Besuch ein schwacher, so leistete doch der Gesangverein Sennelager (Nürnberg) und das hiesiger Konzert-Orchester Hervorragendes. Kollege Kirchner enthielt sich selbstverständlich in seiner Festrede jeder politischen Anspielung; er beschränkte sich darauf, die Bedeutung der Genossenschaft klar zu legen, und schloß mit einem Hoch auf den Verband der Buchbinder. An Volksbegeisterung fehlte es nicht; Genosse Bid verstand es, dieselbe zu arrangiren, und lei dem Genossen Bid für seine Aufopferung für unsere Mitgliedschaft, sowie dem Gesangverein Sennelager, welcher zur Verberlichung unseres Festes beitrug, wie auch den Nürnberg und Erlanger Kollegen für ihren zahlreichen Besuch hiermit an dieser Stelle unser bester Dank ausgesprochen.

NS. Unter Begleitung des Fürther Konzert-Orchesters ertönte als Wallengangs das Lied:

## Noch die Freiheit!

Von Fritz Dertler.

Wohlbekannt: Stimmt an mit hellem hohen Klang, Stimmt an mit hellem, hohen Laut, Stimmt an das Lied der Liebe! : : (Ein Hoch der Freiheit, die als Braut Bald steigt zur Erde nieder! : : Des Geistes Schwert, der Wahrheit Schild Sind ihre Siegeswaffen; : : Melod und Mammeln trachten wild & Sie aus der Welt zu schaffen. : : Doch in Kolonnen stark und dicht Ercheint mit weiden Fahnen : : Das Volk der Arbeit, um dem Licht Durch Nacht den Weg zu bahnen. : : Da ringt der Mann, da kämpft der Greis, Dem schon die Haare grauen, : : Da stürmt die Jugend frisch und heiß, Die Mädchen naß'n, die Frauen! : :

Im Meinen strömt das Volk berbei, Um Stein auf Stein zu schießen, : : Der Wahrheit Tempel hoch und frei, Gewaltig aufzurichten. : :

Es weiterleuchtet oft und tracht, Als stünd' die Welt in Flammen; : : Bald bricht der Lüge faust're Macht Durchmorscht und faul zusammen. : :

Leipzig. Am Sonnabend, den 8. September, hielt die hiesigen Verbandsmitglieder ihre Versammlung mit folgender Tagesordnung ab: 1. Vergleich der wirtschaftlichen Verhältnisse des Westens und Ostens. Referent Kollege Ernst Scherer. 2. Verbandsangelegenheiten und Genossenschaftliches. Der Referent behandelte sein Thema in einleitender Rede sehr lehrreich und unterhaltend; er spricht sich eingehend über die Entstehung der Sachfängerei aus und konnten wir daraus entnehmen, daß letztere aus Nippen und Kolen stammen. Die Zahl der Sachfängerei ist in Folge der wenigen günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse im Osten gegenüber zum Westen so stark geworden, daß sich allein in den letzten Jahren ungefähr 60000 Sachfängerei im westlichen Deutschland, zumal im Ruhrgebiet, fest angehebelt haben. Referent kommt weiter auf das Gebiet der Religion zu sprechen und unterzieht er die sogenannten Kirchweihfeste, sowohl als die Latrit der katholischen Geistlichkeit des Ostens und Westens einer scharfen Kritik. Da der Referent in letzter Zeit die Gelegenheiten hatte, die Festungen des Abgeordneten v. Unruh-Vomst in Augenschein nehmen zu können, so giebt er zum Schluß seines Vortrags der Versammlung ein Bild, wie es ungefähr um einen sogenannten notleidenden Agrarier gestellt sei. In der darauf folgenden Diskussion beteiligten sich die Kollegen Krenpfer, Müller, Frey, Roth und Freyer, welche sämtlich im Sinne des Referenten sprachen. In Punkt 2 spricht sich Kollege Klotz über unseren am 16. September stattfindenden Ausflug aus und wird selbige Angelegenheit den hiesigen Vertrauensmännern überwiefen.

\* Es herrsche Gerechtigkeit, die Scheine der Welt mögen darüber zu Grunde gehen.

\* Und dies gilt hoffentlich auch von allen andern Angelegenheiten des Staates.

\* Nämlich, Feuer's Vortrag: „Macht und Recht im konstitutionellen Staat“.

(Eine von Kollege Krenpler angeregte Agitation in der Provinz wird nach kurzer Debatte den Vertrauensleuten anbeimgeliefert. Folgende von Kollege Brandman gestellte Resolution:

Die heutige Versammlung der Einzelmitglieder des Verbandes der Buchbinder erklärt, trotz der bisher in Folge des Artikels „Leipziger Allerlei“ in der „Buchbinder-Zeitung“, im Zusammenhänge der Verbände sowohl als auch in den Verhandlungen der Verbandssitzungen geführten Verhandlungen, daß nach wie vor das Vertrauen, welches bisher dem Verfasser Kollege Klotz entgegengebracht wurde, noch besteht und ersucht denselben, sein Gesuch beim Verbandsvorstand um Enthebung von seinem Vertrauensposten zurückzunehmen, wird, nachdem sämtliche Redner dafür gesprochen, einstimmig angenommen. Kollege Klotz sprach sich zu derselben dahingehend aus, daß er durchaus kein Orben und Ehrentitel beanspruche; er bereue es durchaus nicht, das „Leipziger Allerlei“ verfaßt zu haben, da es nur die Wahrheit enthält und verleiht dann einen von ihm verfaßten Artikel aus der „Buchbinder-Zeitung“ vom Jahre 1891, aus dem man ersehen konnte, daß derselbe an Schärfe dem „Leipziger Allerlei“ nichts nachgab; er wurde aber zu der Zeit (vielleicht weil Kollege Klotz mit im Vorstand des Fachvereins war) von keiner Seite beanstandet, nur jetzt hätte man sich so furchtbar empört, die Wahrheit hören zu müssen. — Nachdem noch verschiedene Sachen Erledigung fanden, erfolgte Schluß der Versammlung 7/12 Uhr.

**Leipzig.** Journalistischer Anstand! In der „Reform“, dem Organ der Leipziger Buchdruckerzeitschriften, wird noch einmal gegen mich vom Leber gegossen wegen des Brockhaus'schen Sommerfestes. Eine Widerlegung kann der edle Redakteur nicht bringen, dafür werde ich jedoch persönlich mit einem ganzen Haß voll Tinte überschüttet, von jener Prima-Maxima, die der vorgenannte Herr direkt von der Leipziger Dünge-Grout-Gesellschaft bezogen haben muß. Ich würde gar nicht darauf eingehen, wenn nicht das Blatt, welches unter der jetzigen Leitung sich immer mehr zum „Argon-Köder“ unter den deutschen Gewerkschaftsblätter einfindet hat, nur mit dem Unterschied, daß die hinterwäldlerische, ursprüngliche Grobheit des wirklichen „Argon-Köder“ hier durch den lautmahlend betannenen Ton der Gasse ersetzt wird — wenn nicht dieses Blatt jetzt von Hand zu Hand von „wohlwollender“ Seite verbreitet würde in Kollegentreisen, in denen es bisher „berühmtermaßen“ wenig beachtet wurde. Auf die Schimpferien dieses „Menschen“ antworte ich selbstverständlich nicht, und wäre es nur wegen der Erkenntnis, daß er mich hierin „über sei“, wie Fritz Reuter sagen würde. Aber etwas sei mir erlaubt festzusetzen: Auf den ersten Angriff von Seiten der „Reform“ sandte ich eine Verichtigung; von der Nichtaufnahme wurde mir von dem Redakteur, der früher mein Duz-Brüderchaft angezogen, keine Mitteilung gemacht, sondern ich erfuhr dies erst durch den zweiten Artikel der „Reform“, worin ich dem werden Leichter als „Verbrecher“ vorgeführt wurde. Auf meine Bitte hin, mir eine Abschrift der Verichtigung zukommen zu lassen, wurde mir mitleidlich, nach anscheinend eifrigem Suchen die Mitteilung, daß sie nicht zu finden sei. Nach den Leistungen des Herrn wird es mir zwar schwer, an die Wahrheit jener Aussage zu glauben, doch sei dem wie ihm wolle, jedenfalls wurde mir dadurch der Wahrheitsbeweis

zu erbringen unmöglich gemacht, daß meine betreffende Verichtigung von jedem anständigen Arbeiterblatt auf Aufnahme hätte rechnen können.

Zum Schluß der spaltenlangen Schimpferei giebt der oftgenannte Herr im Vollbesitz seiner „Würde“ den Rath, sich nach einem besseren Fachkollegen umzuwenden, u. A. auch deswegen, um die bisherigen guten Beziehungen zwischen Buchdruckern und Buchbindern auch ferner zu pflegen.

Ach Sie armer „Reform-Redakteur“! Es gehört wirklich verdammtes Pech dazu, wenn von der „göttlich wenig gewendeten Masse“ Ihre Rathschläge so wenig beachtet werden. Bisher hat man trotz der wüthendsten Ausfälle, trotz Ihres kategorischen Verlangens Ihren eigenen Berufsgenossen, der Ihnen so gut „die Leuten gelesen“, den Redakteur des „Wäbler“, nicht seines Postens entbunden, was er doch als „Auführer im eigenen Lager“ zum Mindesten verdient hätte, und nun scheint es Ihnen ungeachtet Ihrer ebenso genialen als anständigen Schreibweise mit mir nicht besser ergehen zu sollen. Da braucht man sich freilich nicht zu wundern, wenn der journalistische Anstand so sonderbare Formen annimmt, daß selbst ein Theil Ihrer Kollegen mitleidig die Köpfe schüttelt. Und Weiteres können sie kaum thun, da sie sonst als „Auführer im eigenen Lager“ gebrandmarkt würden.

Damit ist die Sache für mich erledigt.

Mit gebührender Achtung  
Ihr Schwager Buchbinder.

**Berlin.** Am 12. September fand abends eine Versammlung der Curaspararbeiter und Arbeiterinnen statt, welche noch besser besucht war, als die vorhergehende.

Nach Wahl eines Bureau wurde festgestellt, welche Werkstätten vertreten waren, worauf Kollege Sailer zu seinem Vortrage das Wort nahm. Er führte an, daß die Statistik in Deutschland eine jämmerliche sei und deshalb die Gewerkschaften selbst verpflichtet wären, statistisch nachzuweisen, wie das arbeitende Volk in Folge des geringen Verdienstes leben muß. Referent geht dann auf das Ergebnis unserer letzten statistischen Erhebung näher ein, wobei sich herausgestellt hat, daß der Lohn bei den Zeitschreibereisen in unserer Branche gesunken ist. Die Arbeitszeit beträgt in den meisten Fabriken 9 bis 9 1/4 Stunden. — In verschiedenen englischen Staatswerkstätten ist man zu der Einführung der 8 Stunden Arbeitszeit gekommen; desgleichen hat sich der Fabrikbesitzer Jreese hier in einem Vortrag für die 8 Stunden Arbeitszeit ausgesprochen. Ein Fabrikinspektor schreibt: Die Lebens- und Ernährungsfrage giebt nicht den Anforderungen der Wissenschaft, die Zahl der Arbeitslosen nimmt zu, und die Löhne sinken naturgemäß. — Redner fordert alle Anwesenden auf, dem Verbands beizutreten, hauptsächlich auch diejenigen, welche sich Sozialdemokraten nennen, aber nur bei Wahlen ihre Stimme abgeben und glauben dadurch allein bessere Zustände herbeizuführen.

Vor Eintritt der Diskussion forderte Kollege Seidel die jährlich anwesenden Gegner, als Werkstätten, Direktionen und Buchhalter auf, sich zum Wort zu melden, was aber nicht geschah, jedenfalls konnten sie die Ausführungen des Referenten nicht widerlegen. — Es wurden sodann verschiedene Mitglieder von Wundsch u. Lange kritisiert. Eine Arbeiterin, welche früher 12 M. verdiente, soll jetzt für 8 M. arbeiten; eine andere kann ausführen, weil sie der Chef nicht leiden kann, außerdem erlaubt

sich der Herr alle möglichen Titulaturen dem Personal gegenüber. Die Bauen werden dadurch verführt, daß sich die Leute ihr Frühstück während derselben holen müssen. Bei Hagelberg wurde die Buchbinderei 3 besonders hervorgehoben, da der Meister gut aufpaßt und bei jeder Gelegenheit Strafen abgibt. — Bei Schäfer u. Schreibe hat der Geschäftsführer einem Arbeiter eine Dreiecke gegeben, was sich dieser leider auch gefallen ließ. — Zum Schluß hebt der Vorsitzende, Kollege Bergmann, die Vortheile des Verbandes hervor und schließt mit einem Hoch auf die allgemeine Arbeiterbewegung.

NB. Am Sonntag, den 7. Oktober, findet eine Versammlung bei Grindel, Brunnenstraße 188 statt; nachher Tanz.

**Wesel.** Am Sonntag, den 9. September, machten die organisierten Kollegen Wesel denen in Emmerich einen Besuch. Von den Emmericher Kollegen am Bahnhof empfangen, ging es zunächst zum Versammlungsort, wo Kollege Obertrand die Kollegen herzlich willkommen hieß und ein begeistertes Hoch auf die Organisation ausbrachte. Der Vertrauensmann erklärte hierauf die Versammlung für eröffnet. Auf der Tagesordnung stand als Punkt 1: Zahlung der Beiträge. Dem 2. Punkt: Kassenbericht, mußte Abstand genommen werden, da der Hauptkassierer der Mitgliedschaft Kubroter, Kollege B. aus Duisburg, die Freundlichkeit hatte, dieselbe noch nicht einzuführen. Zum 3. Punkt wurde der Bericht in Nr. 27 unseres Organs einer genaueren Durchsicht und Besprechung unterzogen und kam es hierbei zu lebhaften Debatten. Nachdem die Licht- und Schattenseiten darin genügende Erörterung gefunden, erklärte sich die Versammlung für die Vorschläge des Kollegen Bort in seinem Artikel, soweit es die Kassenverhältnisse gestatten. Die Mitglieder geben sich auch der Erwartung hin, der Verbandsvorstand werde sich mit dieser Sache, die eine brennende geworden ist, noch näher befassen, da sie doch zu wichtig sei, um in Vergessenheit zu geraten.

Ein Antrag des Kollegen Beck, das Stiftungsfest der Mitgliedschaft in Wesel zu feiern, fand Anfang, da Wesel der Mittelpunkt zwischen Duisburg, Ruhrort und Emmerich ist; doch wurde der Antrag bis zur nächsten Hauptversammlung, die demnächst hier tagen wird, zurückgestellt. — Kollege Argon aus Emmerich richtete einen kräftigen Appell an die 7 anwesenden, noch nicht der Organisation angehörenden Kollegen, und zwar mit Erfolg. Nach Schluß der Versammlung fanden Maßnahmen statt. Vor Jahresfrist waren 2 Kollegen (in Wesel) organisiert, jetzt haben wir die statistische Anzahl von 16 erreicht und könnten somit an die Bildung einer Mitgliedschaft am unteren Niederrhein, an der äußersten Ecke, gehen. Man sieht, bei einiger Agitation läßt sich noch etwas machen.

Zum Schluß sprechen wir den Emmericher Kollegen aus von dieser Stelle unseren herzlichsten Dank für freundliche und edel kollegialische Aufnahme aus.

**Aus den Verhandlungen des Zentral-Vorstandes des Schweizerischen Buchbinder-Verbandes.**

1. Es wurde Kenntniß genommen von Aufzählungen aus den Sektionen: Jülich, Bern, Luzern, Basel, St. Gallen, Herisau und Winter-

turt. Den verschiedenen Anregungen wird Rechnung getragen, soweit möglich.

2. Vom Zentralkomitee des Schweizerischen Topographenbundes ist uns ein Schreiben zugegangen, betreffend statistische Erhebungen und ein Fragebogen zur Erörterung der Frage für Gründung einer graphischen Union oder Kartell in der Schweiz.

3. Von der Sektion Winterthur ist uns der Entwurf für eine zentralisierte Wanderunterstützung eingelangt worden. In derselben ist die Kilometer-Verrechnung vorgelesen nebst beigefügter Finanzentabelle.

Im Laufe des Monats Oktober wird die Angelegenheit den Sektionen zur Urabstimmung unterbreitet.

4. Es wird in den nächsten Tagen an sämtliche Sektionen ein Kreis Schreiben erlassen werden, die Agitation betreffend.

5. Der Zentralratstag beginnt mit dem Versand der 3. Quartalnachnahmen für den Verbandsbeitrag. In Folge Abreise eines Mitglieds (Kollege Krähli) fand eine Ersatzwahl statt in den Zentralvorstand (Kollege Winkler).

Bern, im September 1894.

**Namens des Zentralvorstandes:**  
E. Baumgartner, Präsident.

**Die Ursachen des Berliner Bierboikotts und der gegenwärtige Stand der Aussperrung der gewerkschaftlichen Gerllins und Umgegend.**

Dwovhl unsere Leser über den Bierboikott in Berlin regelmäßig durch unsere Rundschau Mitteilung erhalten, dürfte nachfolgender Bericht der Agitationskommission der Brauer und Brauereibehilfsarbeiter und der Subkommission der Wäbter Berlins, wie er in neuester Nummer des „Korrespondenzblattes der Generalcommission Deutschlands“ veröffentlicht wird, das Interesse der Leser beanspruchen:

Es wir über den gegenwärtigen Stand der Aussperrung berichten, wird es notwendig sein, die Ursachen, welche zu dem Boykott geführt haben, nochmals kurz zu schildern, um den seitens der Brauereibehilfsarbeiter immer wieder gegebenen Erklärungen, die von Berliner Arbeiterschaft den Boykott proovocirt habe, entgegenzutreten.

Es existiren in Berlin: 1. der Zweigverein vom Zentralverband deutscher Brauer (750 Mitglieder), 2. der Zweigverein vom Zentralverband deutscher Wäbter (400 Mitglieder), 3. der im Mai vorigen Jahres gegründete Brauereibehilfsarbeiterverein (850 Mitglieder), außerdem ein Verband deutscher Brauereigewerkschaften, der aber nicht auf dem Boden der modernen Arbeiterbewegung steht. Die erstgenannten drei Vereinigungen kamen bei der Aussperrung in Betracht. In öffentlicher Versammlung wählten die Brauer und Brauereibehilfsarbeiter eine Agitationskommission von sieben Personen. Diese Kommission ertraute ich wegen ihrer Thätigkeit nicht der Gunst der Herren Brauereibehilfsarbeiter und in einer der letzten Verhandlungen, am 4. Mai 1894, mit einem der Herren Direktoren (Brauerei Königsplatz) erklärte dieser Herr der Kommission kurz und bündig, daß den Vertretern der Vereinigungen der Wäbter, Brauer und Brauereibehilfsarbeiter endlich einmal die Spitze geboten werden müsse. An der stritten Durchführung der Maßregeln (Abwesenheit der Arbeit) hielt sich nur

**Der Enterte.**

Erzählung von J. Aue.

Ein schöner Abend war es, weshalb auch Major von Renner nicht in seiner Behausung bleiben wollte. In Begleitung seiner Tochter Elisabeth machte er einen Spaziergang auf den Linenberg, von dem man eine schöne Aussicht hatte. Vor ihnen lag ein Schloß mit der von Ahnenbesitzer beherrschten Dächern und Gärten, und einige hundert Fuß tiefer breitete sich die Stadt aus, in der der Major mit seiner Tochter wohnten. Beim Anblick dieses Schloßes machte er wohl an das ferne Schloß im Süden denken, in dem er die Tage seiner Jugend frohlich verlebte. Melancholisch schaute er auf das alte Schloß. Die Erscheinung des Mannes zeigte, daß er nicht mehr zu denen gehörte, welche des Lebens Lust genießen wollen. Die grauen Haare sowie sein weißer Bart stöpte dem Beschauber Ehrfurcht ein. Langsam wanderte er am Arm seiner Tochter, mit der er ein Gespräch angeknüpft hatte, dabei jedem Wort, das er sprach, Nachdruck gebend.

„Aber, lieber Papa, ich liebe ihn doch nicht, und warum willst Du mich an die Hand eines Mannes binden?“ antwortete ihm seine Tochter in fast weinerlicher Tone; doch gleich setzte sie trotzig hinzu: „Ich bleibe bei meinem Grundbesitz, nicht zu betrachten.“

„Meine Tochter“, nahm jetzt lieber der Major das Wort, „bedenke mein hohes Alter, Du kannst doch nicht in der Welt allein stehen? Wer weiß, wie lange ich noch lebe, aber das Sterben würde mir erleichtert, wenn ich wüßte, daß Du einem männlichen Weistand, einen Beschützer hättest.“

Beide schwiegen hierauf. Sie traten den Heimgang an. Elisabeth löste den Arm von ihrem Vater und eilte voraus, wie sie es immer that, um der jungen Ködigin, die sie zu bezauberndem hatte, beim Zurückgehen des Abendstuhles zu helfen.

Der Major ging langsam bergab; es war leicht zu erkennen, daß ihm das Gehen schwer wurde. Ein junger Mann, der rüstigen Schrittes hinter ihm her kam, sah das aus und er hatte ihn halb eingeholt. „Grüß Gott, Väterchen, das Laufen wird auch wohl schon sauer?“ riefte er den Major an. Dieser wachte sich um und wundertete sich nicht wenig über diese Dreistigkeit; doch er wußte selbst nicht, wie es kam, er konnte es diesem jungen Menschen nicht übel nehmen und erwiderte den Gruß beinahe ebenso freundlich, ja er nahm es sogar gerne an,

als ihm der junge menschenfreundliche Mann den Arm bot, um ihn den Berg hinabzuführen. Bald standen beide auf der Schülterstraße vor einer Villa. An einem Fenster derselben stand Fräulein Elisabeth, die sich nicht wenig wunderte, daß ihr Papa von einem fremden Menschen solch einen Dienst annehmen konnte. Da der alte Herr erklärte, hier an Ziele zu sein, reichte ihm sein Begleiter die Hand zum Abschied, was der Major erwiderte, indem er dem jungen Manne für seine Begleitung freundschaftlichen Dank aussprach, zugleich die Frage an ihn richtend: „Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Verehrter?“

„Adolf Krüger“, sagte dieser, sich leicht verbeugend, während sein Bild dabei ein etwas hübsches Bild, auf dem in schwarzen Buchstaben: Adolf von Renner, Major a. D., stand.

„Mein Name ist von Renner, bin Eigentümer dieses Hauses“, antwortete der Major lächelnd und deutete dabei auf seine Villa.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr“, sagte Krüger, „daß ich mich erlaube, Sie zu begleiten, wenn ich genoug hätte, daß Sie —“

„Sie wollten gehen, wenn Sie genoug hätten, daß ich Major gewesen bin, dann hätten Sie mir diesen Dienst nicht erwiesen?“ erwiderte der Major.

„Ja, es ist so wie Sie sagen“, antwortete Krüger leichtsin.

„So lieben Sie wohl bloß die armen und bedrückten Menschen und hassen die Reichen?“

„Nein, Herr Major, ich liebe alle Menschen, meine aber den Umgang mit reichen Leuten, und wenn dem Herrn Major meine Vergangenheit bekannt wäre, so würden Sie mich verstehen.“

Herr von Renner sah dem Sprecher scharf in das Gesicht. Wie viele Krüger hatte er schon beobachtet, sollte er jetzt den Nichtigsten kennen lernen? Er mußte ihn unbedingt einladen, mit in sein Haus zu treten, aber sein Entschluß schickerte an dem Willen des Anderen, und so mußte der Major den jungen Mann entlassen, nachdem er noch das Versprechen erhalten hatte, daß ihn derselbe am nächsten Nachmittage besuchen wolle. — Krüger hatte es leichtsin versprochen, ohne zu glauben, daß er sein Versprechen auch wirklich halten werde.

Der Major sah diesen Abend sehr wenig, was seiner Tochter gleich auffiel, doch glaubte sie, daß sie daran schuld sei. Bestigter wie sonst suchte er die Ruhe auf, doch als seine Tochter in ihr Schlafzimmer trat, nachdem die Ködigin alles in Ordnung

gebracht, hörte sie ihres Vaters Stimme laut „Elisabeth, meine theure Elisabeth“ rufen. So laut sprach Niemand im Schloß, dachte sie und trat deshalb in das Schlafgemach ihres Vaters, ihn freundlich fragend, ob ihm etwas fehle. „Nein, meine Tochter“, sagte er sehr aufgeregt, „aber ich bin ein alter, schwacher Mann, habe mit mir Geduld.“ Elisabeth ging in ihr Schlafzimmer und hörte noch lange ihren Vater mit sich selbst sprechen.

Am nächsten Morgen, es war an einem Sonntage, theilte der Major seiner Tochter mit, daß er zur Krüger gehen wolle. Wie sonderbar, dachte Fräulein Elisabeth, was hat nur mein armer Papa, sonst hat er nie von der Kirche gesprochen und heute will er sogar hinein. Sie schüttelte traurig den Kopf.

Die Kirche war zu Ende und unser Major ging nachdenkend über den Kirchplatz. Der Geistliche hatte von einem Wunder des Apostels Petrus gepredigt und dann die heutige Gesellschaftsordnung mit der apostolischen Zeit verglichen, schließlich auch die Sozialdemokratie angeführt, wie sie gegen die heutige Gesellschaftsordnung sich erhebt; er schloß seine Ausführungen mit den Worten: „Nun, mögen auch die alten Gesellschaftsformen brechen, wenn nur Christi Geist die neuen Formen erfüllt.“ Die Worte waren dem Major wie ein Trost, denn war es nicht die Gesellschaftsordnung gewesen, welche ihn zum Unglücklichen auf dieser Erde gemacht hatte? Konnte er nicht seine That rechtfertigen durch die Gesellschaftsordnung? „Und dieser Krüger, wie mag er erst diese Gesellschaftsordnung hassen“, dachte er, und seine Augen glitten unwillkürlich über den Platz, ob er ihn nicht sehe. Wichtig, jetzt hatte er ihn gesehen. Obenlinks Hauptes schritt Adolf Krüger an ihm vorüber. Was für Gedanken mochten den Armen beschäftigen? „Guten Morgen, Herr Krüger“, rief der Major. Dieser wandte sich erkant um, und sammelte: „Ah, Herr Major.“ Beide reichten sich die Hände und Krüger mußte nun den Major begleiten. Nachdem er diesem noch einmal fest versprochen, Nachmittage seine Aufmerksamkeit zu machen, eilte Krüger in seine Wohnung.

„Soll ich wirklich gehen? Mutter, Mutter!“ rief er schmerzlich aus und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Er sah auf seinem altmohrlichen Sofa und weinte, seiner Mutter gedenkend, die ihm noch in der Todesstunde gesagt, er solle den Umgang mit reichen Leuten meiden, damit er nicht aus so unglücklich werde wie sie.

„Er ist aber ein einsamer alter Mann und ich soll ihn den Lebensabend etwas erheitern, ach, ich werde hingehen, wenigstens diesmal.“ Mit diesem Entschluß begab er sich zum Hause des Majors. Ein Druck auf den schwarzen Knopf an der Thür öffnete und bald öffnete sich dieselbe von innen. Fräulein Elisabeth trat ihm entgegen. Krüger verbeugte sich und sprach: „Sie werden entschuldigen, gnädiges Fräulein, wenn ich störe, Ihr Herr Papa —“

„Habe die Ehre mit Herrn Krüger?“ unterbrach ihn Fräulein von Renner.

„Meine Wenigkeit“, antwortete der Gefragte.

„Dann bitte, treten Sie ein, Herr Krüger. Sie dürfen nicht, mein Herr Papa hat mir schon von Ihnen erzählt“, entgegnete Fräulein Elisabeth und führte ihn den Korridor entlang in das Empfangszimmer. Nicht lange brauchte er dort zu warten, denn bald trat der Major ein und begrüßte ihn herzlich, mit der Einladung, eine Tasse Kaffee mit ihm zu trinken. Man setzte sich an einen runden Tisch und Fräulein Elisabeth machte die Hausfrau und freundliche Wirthin. Die Unterhaltung gefiel Krüger sehr gut, umleohrer, da Fräulein von Renner keinen Stolz zeigte. Sie erzählte ihm, daß ihre Mutter schon sehr zeitig gestorben und sie seit der Zeit mit ihrem Papa zusammen lebte. Sie habe aber nie empfunden, daß sie etwas verloren habe, denn ihre Mutter habe sie nicht geliebt. — Anders verhielt es sich, wie wir schon wissen, mit Krüger; er erzählte in kindlicher Liebe und Hochachtung von seiner verstorbenen Mutter.

„Was war denn Ihr Herr Vater?“ frag ihn Fräulein Elisabeth. Der Major griff bei dieser Frage nach einer Zeitung, die auf einem Nebentisch lag, und verfiel sich scheinbar in deren Inhalt. Es entwand eine Pause; über Krüger's Gesicht zog eine dunkle Röthe, aber in seinem Inneren klang es: „Wieder der Gedächtnis.“ Dann erinnerte er sich plötzlich, daß er noch keine Antwort gegeben habe, und sagte mit wehmüthiger, aber lester Stimme:

„Gnädiges Fräulein, ich gehöre zu den traurigen Menschen, die keinen Vater besitzen.“

Fräulein Renner wurde dadurch sehr verlegen und es that ihr leid, einen wunder Punkt in seinem Herzen berührt zu haben. Sie entschuldigte sich und verziet immer auf ihren Herrn Papa, daß er ihr helfen möge, das Thema der Unterhaltung auf einen anderen Punkt zu lenken. Die Kaffeestunde hatte deren ihren letzten Tropfen hergegeben, und so fand Fräulein Elisabeth einen guten Grund, um sich zu

die Gewerkschaft der Böttcher, da diese einen dahin gehenden Beschluß in einer ihrer Versammlungen angenommen hätte und auch der Ansicht war, diesen Beschluß mit Erfolg durchführen zu können. Die Brauer und Hilfsarbeiter hatten folgendes Schreiben am Freitag des 1. Mai als Feiertag an sämtliche Brauereien geschickt:

„Berlin, den 14. April 1894.

An die Herren Brauereibesitzer resp. Direktoren der Brauereibetriebe in Berlin und Umgebend! Das unterzeichnete Bureau der am 11. d. M. stattgefundenen öffentlichen Versammlung sämtlicher in den Brauereibetrieben beschäftigten Arbeiter unterbreitet Ihnen folgenden von der Versammlung einstimmig angenommenen Antrag:

„Die heutige öffentliche Versammlung der Brauereiarbeiter Berlins und Umgebend beschließt, die Herren Brauereibesitzer resp. Direktoren aufzufordern, ihren Arbeitern den 1. Mai als Feiertag freizugeben.“

Das Bureau ist in der Versammlung beauftragt worden, Ihnen diesen Beschluß zu unterbreiten und erwartet von Ihren Humanitätsgesühl, daß Sie den Wunsch Ihrer Arbeitnehmer erfüllen, und ersucht um gefl. recht baldige Antwort.“

Die Brauer und Hilfsarbeiter erhielten von drei Brauereien eine zusage Antwort, während die den Forderungen angehörenden Brauereien sich nicht geneigt haben, eine Antwort zu erteilen. Den Böttchern antwortete man darauf, daß sie trotz der ablehnenden Haltung der Brauereidirektoren am 1. Mai die Arbeit ruhen liegen, damit, daß man sie bis zum 7. Mai von der Arbeit ausschert. Darauf drehten die Böttcher den Spiegel um und legten den Brauereidirektoren folgenden Vorkatzen vor:

„Vorkatzen für Brauereien.

Der Lohn beträgt pro Woche 30 Mk. Die Arbeitszeit beträgt 9 Stunden erluste 1/4 Stunde Freistunde, 1/4 Stunden Mittag und 1/4 Stunde Wesper und beginnt im Sommerhalbjahr Morgens 6 Uhr, im Winterhalbjahr Morgens um 6 1/2 Uhr. Überstunden fallen gänzlich fort; beim Fischen und bei Kellerarbeit 50 Pf. pro Tag mehr, jedoch muß Jemand aus Gesundheitsrücksichten auf Wunsch davon entbunden werden, ohne daß ihm dadurch die Arbeit verlustig geht; auch für gute Hauswirtschafts-Vorrichtungen muß gesorgt werden.“

Die Arbeitungen, die eingelagert werden, müssen Tags vorher gründlich gereinigt werden, desgleichen die Lagergefäße und Schläuche; auch müssen die Schienen gemäß der Unfallvorschrift genügend befestigt sein. Der übliche Freitrag muß von gutem Bier geliefert werden.“

Vor den Hauptfeiern ist um 4 Uhr Feiertagabend und muß der Lohn zur selben Zeit ausbezahlt sein; auch muß für einen bequamen Raum zum Umkleiden und zum Einnehmen der Maßzeit Sorge getragen werden.“

Einwärts ist in Brauereien verboten; sämtliche Arbeitskräfte sind von unfernen unethischen Arbeitsnachweis zu entnehmen.“

Am 1. Mai heißt die Arbeit ruhen.“

Am 6. Mai fand in Rindow eine Volksversammlung statt, welche beschloß, falls die Vereinsbrauerei die Forderungen der Böttcher nicht bewilligt, den Boykott über diese Brauerei zu verhängen. Ob dieser Beschluß tatsächlich richtig war, ist hier nicht zu untersuchen. Die Brauereiarbeiter beschlossen am

6. Mai in einer Versammlung, daß kein Mitglied der Organisation die Arbeiten, welche bisher von den Böttchern in den Brauereien ausgeführt wurden, zu machen habe. Dieser Beschluß gab den Brauereiarbeitern Veranlassung, 25 der besten organisierten Arbeiter auf das Straßensplafier zu werfen. Die Arbeiter hatten das Gefühl, daß die Brauereibesitzer es unter allen Umständen zu einem Kampfe kommen lassen wollten, um die ihnen un bequem gewordene Organisation der Brauereiarbeiter zu vernichten. Sie hielten den Zeitpunkt für günstig.

Der Ring der Großbrauereien (34 Betriebe), mit circa 3500 Arbeitern, erklärte am 12. Mai in einem Aufruf, wenn bis zum 15. Mai der Boykott über die Vereinsbrauerei nicht aufgehoben ist, so werden 20 Prozent ihrer Arbeitnehmer — und zwar in erster Linie diejenigen, welche sich bisher an den Streikbewegungen beteiligten, durch Boykottierung einzelner Brauereien Zugeständnisse in Sachen des Böttcherstreits zu erteilen, teilhaftig haben — entlassen werden. Dieser Beschluß wurde auch der Berliner Gewerkschaftskommission zugestellt. Der Gewerkschaftsausschuß erklärte aber, daß er in dieser Angelegenheit den Rindower Parteigenossen keine Vorschriften über ihr Tun und Lassen machen könne. Am 16. Mai wurden 445 Brauer und Hilfsarbeiter (168 Leibe und 277 verheiratete) breilos gemacht. Der Beschluß des Ringes wurde mit einer Brutalität durchgeführt, die alles bisher Geleistete in Schatten stellt. Denn unter diesen Ausgesperrten befanden sich Brauereiarbeiter, die 10—18 Jahre ununterbrochen in einem Betriebe thätig waren. Noch weiter. Unter den Ausgesperrten befanden sich Leute, die von einer Organisation absolut keine Ahnung hatten. Jener Solche, die ihre Sperrung hingenommen hatten, durch deren Schweigen und Blut die Brauereibesitzer groß geworden sind. Aufgestanden muß werden, daß die Herren es vorzüglich verstanden haben, die nach ihrer Ansicht rühmlichen Schafe herauszufinden, denn wer nur im Verdacht stand, Mitglied einer Organisation zu sein, wurde entlassen. Daß die Partei sich unferner annahm, ist bekannt, ebenso bekannt ist es, welche Forderungen die Parteigenossen der Aussperrung entgegenstetzten. Wir wollen nur hinzu fügen, daß die Folgen des Boykotts sich in neuen Maßregelungen und Aussperrungen zeigten, so daß wir am 15. Juni 515 ausgesperrte Brauer und Hilfsarbeiter zu unterstützen hatten. Es war un denkbar, daß unsere Kassen auf einen derartigen Streich vorbereitet sein konnten. Es standen uns nur unbedeutende Mittel aus den Vereinskassen zur Verfügung. Wir mußten von vornherein an die Opferfreudigkeit der Parteigenossen appellieren, und diese haben, trotzdem die Aussperrung schon die 17. Woche dauert, ihr Solidaritätsgelübde auf das Großartigste bewiesen. Aber nicht nur die Berliner Arbeiterkraft und die übrigen Parteigenossen Deutschlands unterstützten die Aussperrten, auch von den noch etwa in Arbeit lebenden Brauereiarbeitern und Böttchern wurde verlangt, daß sie 10 Prozent ihres Wochenverdienstes an die Kommission der Ausgesperrten abzuliefern haben. Wurden die Lohnforderungen bewilligt, so hätten die Böttcher den Mehrverdienst ebenfalls (circa 25 Prozent) abzuliefern. Der augenblickliche Stand der Aussperrung (wir sprechen hier nur von Brauereiarbeitern und Brauereihilfsarbeitern) ist folgender: Am 31. August waren noch zu unterstützen 271 Ausgesperrte, davon sind 97 lebig und 192 verheiratet (mit 323 Kindern).

Die Unterstützung wurde wie folgt festgesetzt: Nach 14tägiger Parteilichkeit erhielten die Lebigen 9 Mark, die Verheirateten 12 Mark pro Woche, außerdem die Letzteren pro Kind und Woche 75 Pfennig. Ein großer Teil der Ausgesperrten, namentlich der Hilfsarbeiter, hat sich anderweitig Arbeit beschafft oder, wie bei den Brauereien, sie sind von der Kommission in den dem Forderungen angehörigen Brauereien untergebracht worden. Die Böttcher, bei denen vom Augenblick der Aussperrung an von einem Streiken nicht mehr die Rede sein konnte, denn der größte Teil der in den Brauereibetrieben beschäftigten Böttcher wäre ja gleichfalls unter den 20 Prozent der Aussperrten gewesen, mußten aus den von der Arbeiterkraft aufgebrachtten Mitteln unterstützt werden.

Am 1. Mai waren es 65 Leibe und 215 verheiratete Böttcher mit 368 Kindern. Am 31. August sind es 34 Leibe und 124 verheiratete Böttcher mit 185 Kindern, die wir zu unterstützen haben. Daß die Gewerkschaften der Brauer, Böttcher und Hilfsarbeiter sich ebenfalls bemüht haben, ihre ge nährtesten Mitglieder in ausgiebiger Weise über Wasser zu halten, zeigen folgende Zahlen: Die Brauer und Hilfsarbeiter haben in der Zeit vom 16. Mai bis 31. August 12750, die Böttcher vom 1. Mai bis 31. August 12000 Mk. aufgebracht. Die Gesamtsumme der aufgebrachtten Gelder be läuft sich auf 79500 Mk. Die Ausgaben betragen bis zum 31. August 79150 Mk. An Unterstützung werden pro Woche zur Zeit 5250 Mk. gebraucht. Ein Kassenbestand besteht, abgesehen von 3—400 Mk., nicht. Die unterzeichnete Kommission erfuhr aus letzterem Grunde, dahin zu wirken, daß von den übrigen Gewerkschaften Deutschlands die unzulängliche Weise aus Pflichten geworfenen, ausgesperrten Arbeitern ausgiebig unterstützt werden. Erfahrungs gemäß lassen die Unterstützungen, je länger die Streiks oder Aussperrungen anhalten, nach.

Daß dieser Kampf wegen Unterstützungs mangel nicht verloren gehen darf, ist wohl einleuchtend, denn nicht den einzelnen Gewerkschaften, sondern der ganzen Arbeiterkraft gilt dieser Schlag. Unterliegen wir im Kampfe, so ist auf absehbare Zeit die Organi sation der in Frage stehenden Gewerkschaften zer stört, und wir sind auch wohl kaum im Stande, so leicht wieder andere im Kampfe stehende Gewerkschaften zu unterstützen.

Die unterzeichnete Kommission ist nun der Ansicht, daß auch die in anderen Städten befindlichen Gewerkschaftskomitees dahin zu wirken haben, die Ausgesperrten in ihrem Kampfe namentlich pecuniär zu unterstützen.

Die Berliner Arbeiterkraft hat den Ausgesperrten gegenüber ihre Pflicht getan und wird sie weiter thun. Es darf aber nicht vergessen werden, daß die Berliner Genossen auch noch viele andere Pflichten zu erfüllen haben. Die notwendigen Leistungen für die Partei, die Gewerkschaften, Gewerbegerichts wesen in A. S. w. nehmen ihre Kraft und Opferwillig keit in Anspruch. Es ist deshalb notwendig, daß die deutsche Arbeiterkraft helfend mit eingreift und dafür Sorge trägt, daß die Ausgesperrten ausreichend unterstützt werden können. Die Brauereibesitzer und Lokalhaber werden einsehen, daß der Boykott nur beendet werden wird, wenn sie den berechtigten For derungen der Arbeiterkraft nachgeben und in nicht zu langer Zeit werden sie den Frieden herbeizuführen suchen. Die Berliner Arbeiterkraft ist sich darüber einig, daß der Boykott bis aufs Äußerste durch

geführt werden muß und wird ihn auch durchführen, und die Arbeiterkraft ausserhalb Berlins wird ihre ausgeperrten Genossen nicht im Stich lassen, sondern dafür sorgen, daß der Uebermut der Unternehmer gebrochen wird.

Die Agitationskommission der Brauer und Brauereihilfsarbeiter Berlins. Adresse: A. Wiedemann, Blumenstr. 38, Berlin O.

**Rundschau.**

\* Die am 1. Juli 1891 als Organ der Buch druckereiarbeiter und Arbeiterinnen ins Leben getretene „Neue Union“ ist, nachdem das Blatt zuletzt ein Organ für alle graphischen Berufe Berlin werden sollte, nunmehr Mangels an Unter stützung eingegangen.

\* In Berlin hat auf Veranlassung der Kom mission der Saalbesitzer am 15. September eine Konferenz der genannten Kommission mit der Bier-Boyottkommission stattgefunden, an welcher sich eine größere Anzahl Saalbesitzer und Mitglieder des Vereins der Weibsbiertriche beteiligten. Die Ver sprechung hatte den Zweck, laut Erklärung des Ver sprechenden der Saalbesitzer-Kommission, den Frieden zwischen den Saalbesitzern und den Arbeitern herbeizuführen. Um dieses zu ermöglichen, stellten die Saalbesitzer folgende Bedingungen:

Es wird den Birtchen freigestellt, neben boykott freiem auch Ringbier zu schänken. Aufhebung der Sperrte über sämtliche Lokale. Ueber die Beschaffung von Kellnern und Musi kanten hat der Lokalbesitzer zu bestimmen.

Abschaffung der Lokalliste im „Vorwärts“. Aufhebung des stillen Boykotts über einzelne Lokale. Die Boykottkommission dagegen hält die Verhandlungen wegen Aufhebung der Saalbesitzer erst dann für erfolgversprechend, wenn die Ursachen des gegenwärtigen Kampfes der Berliner Arbeiterkraft nicht den Ringbrauereien beseitigt seien, weshalb Singer erklärte: Die Vertreter der Arbeiter müssen es ablehnen, die Saalbesitzer einseitig zu behandeln und die Saalbesitzer sollten in Wahrung ihrer In teressen ihren Einfluß bei dem Brauerriegel geltend machen, damit unter Annahme der Arbeiterfor derungen der Bierboykott und mit diesem zugleich die Saalbesitzer aufgehoben werde.

Die etwa zweimonatige Beratung endete mit der schließlichen Erklärung des Saalbesitzers Feuerstein, daß er in Verbindung mit dem Vorstehenden von zwei großen Gastwirtschaften, Kudenburg, den Brauerriegel zu Verhandlungen in der Bierboykott frage veranlassen und von dem Resultat seiner Be mühungen den beteiligten Kreisen Kenntnis geben werde.

\* Der Streik in der lithographischen Kunsthandlung von Bebel und Raumann in Leipzig dauert unverändert fort.

\* Die Formstreifer streiten bei der Firma Schriber in Hildesheim.

Der Streik der Seidenweber und Weberinnen der Firma Delius u. Söhne in Viefelsfeld dauert fort. Der Geist unter den Streikenden ist gut und steht denselben auch die Sympathie der Bevölkerung zur Seite. Herr Delius sagte selbst zu einem Freunde, daß er niemals ge glaubt hätte, daß die Mädchen so fest zusammen halten, und setzte dann hinzu: „Die Geschichte folter

entfernen. Als sie hinter der Thür verschwunden war, richtete der Major an Krüger die Frage, ob er denn seinen Vater, den er doch nicht kenne, habe? „Ja wohl nicht“, gab Krüger, dem alle Ver legenheit entwich, zur Antwort. „Es ist mir manchmal so, doch wenn ich an die Sterbensstunde meiner Mutter denke, so kommt es mir vor, als wenn es meine Pflicht sei, ihn zu lieben, denn meine unglückliche Mutter hat ihn bis zur letzten Stunde geliebt.“ Der Major mußte lachen, sich zu be herrschen, doch Thränen flossen hinter seiner Zeitung. „Aber was habet es denn? Waren es nicht viel mehr Freundschaften?“

„Das ist Ihnen denn nicht in Ihrem reiferen Alter einen Anhaltspunkt gegeben, daß Sie vielleicht später Ihren Vater aufsuchen könnten?“ fragte der Major wieder an, sich zu ruhigen Sprechen zwin gen. Man hätte glauben können, der fragende läge vor seinem Richter, denn er war todesbleich, als er auf die Antwort wartete.

„Nein“, antwortete Krüger, dem nichts an der Reue der alten Herrn auffiel, „sie hat mir ge sagt, es wäre nicht gut, wenn sie den Namen sagte, aber noch in der Todesstunde mahnte sie mich, ich sollte den Umgang mit reichen Leuten meiden, damit ich nicht unglücklich werde wie sie.“

Fräulein Elisabeth trat jetzt ein und fragte, ob sie die Schachfiguren herbringen sollte, und da sie eine bejahende Antwort erhielt, beeilte sich Krüger, gleich auch den Schachisch herbeizuholen.

Der Major, ein lebensschafflicher Schachspieler, freute sich über jeden guten Zug, den Krüger that, während Fräulein Elisabeth manche schöne Weise vom Klavier ertönen ließ.

Krüger füllte sich schließlich so heimlich in dem Kreise, der sich ihm erschlossen, daß er der Einlad ung, bald wieder zu kommen, Folge leistete. Bald war auch der Umgang ein herzlicher, und an die Stelle von „Unbändiges Fräulein“ trat jetzt das ver trauliche „Fräulein Elisabeth“.

Die Leute wunderten sich, daß der Lithograph Adolf Krüger, der obenrecht ohne Vermögen und gleichzeit von seinem „guten Herkommen“ war, solchen Zutritt bei dem Major von Renner habe.

„Noch eine Person, lieber Adolf, Sie wissen doch, daß ich nach einer Niederlage schlecht schlafe“, sprach eines Abends der alte Herr Major zu Krüger. Doch dieser meinte, einer müsse doch schlecht schlafen und verabschiedete sich. „Gute Nacht, Fräulein

Elisabeth“, „gute Nacht, Herr Krüger“, dann war er zur Thür hinaus.

Der alte Herr hatte wirklich schlecht geschlafen, denn als seine Tochter am Morgen bei ihm ein trat, fühlte er sich so krank, daß der Arzt geholt werden mußte. Krüger kam gar oft, um den alten Herrn zu emuntern, zuletzt mußte er sogar bei ihm wachen.

Aber alle sorgfältige Pflege half nichts, es ging rasch dem Tode näher! Krüger, der an seinem Bette stand, weinte und Fräulein Elisabeth schluchzte kinnend an seinem Bette.

„Mein Sohn, mein Sohn“, sagte der Major, Krüger's Hand fest haltend. „Meine Kinder“, setzte er hinzu, indem er auch die Hand von Elisabeth ergrieff, „thut meinen letzten Willen.“ Er wollte noch weiter sprechen, aber es ging nicht mehr; er beute nach seinem Schreibeputz. Darauf antwortete Krüger: „Wir werden ihn erfüllen, Vater, sei es auch was es sei.“ Der Sterbende richtete seinen Blick lächelnd auf Krüger, es freute ihn noch in letzter Stunde, den Namen „Vater“ von ihm zu hören. Lange sahen sich beide an, dann wurde das Auge des Sterbenden gläsern — er hatte ausge künft. Krüger brühte ihm die Augen zu.

Jetzt erst merkte es Elisabeth, wie notwendig sie eine Stütze gebrauchen konnte als schwaches Weib. Sie hatte auch eine Stütze gefunden an Adolf Krüger. Was, was zu befragen war, that er. Als Weib vom Begräbnis kam, holte Elisabeth einen dicken veriegelten Brief aus dem Schreibeputz und sagte zu Krüger: „Ich werde ihn öffnen, lieber Freund!“ Sie nahm einen Brief aus dem geöffneten Umschlag und reichte ihm denselben hin mit der Bitte, er möchte es vorlesen.

Er blühte hinein, dann that er einen Schrei, gerade so, als wenn man enttäuscht worden ist und wollte zur Thür hinaus; Elisabeth hielt ihn fest und drückte ihn auf einen nahebestehenden Stuhl. Als er wieder etwas ruhiger wurde, sprach er:

„Laß mich gehen, Elisabeth, laß mich!“

„Hältst Du so Dein Verprechen? Sag mir's, Du bist mein Bruder“, setzte sie hinzu.

„Ja, ich bin Dein Bruder“, sagte Krüger wie ein Sterbender.

„Und deshalb wolltest Du mich verlassen?“

„Nein“, sprach Krüger, „ich werde bei Dir bleiben und für Dich sorgen. Dir eine Stütze, ein Bruder sein, aber — aber es war zu viel mit einmal.“

„Einen Vater verloren und einen Bruder ge funden!“ rief Elisabeth; dann unarmten sich Beide als Geschwister und weinten um den, den sie ver loren — um den Vater!

Hieraus lasen sie die Aufzeichnungen des Dahin geschiedenen.

Wieder wird auch hinein, damit das Romanhafte aus ihrer Erzählung verschwinde. Sie enthalten die Lebensgeschichte des Gestorbenen.

Der Major erzählte darin, wie er die Mutter von Adolf Krüger hatte kennen lernen. Sie war Geschichtskatrin bei seiner Mutter und Beide be kannten sich, daß sie sich liebten. Treu wollten sie sich bleiben, trotzdem die Eltern gegen die Verbin dung waren. Als er aus dem selbige juradefreie, hoffte er, daß seine Eltern seinen Willen erfüllen und ihn glücklich machen werden. Doch er fand die Geliebte, die unterdessen einen Knaben das Leben gegeben hatte, nicht mehr in seiner Heimat und sah sie nie wieder. Er mußte dann seiner Eltern Willen thun und eine weitläufige Verwandte he raten, welche die Mutter seiner Tochter Elisabeth wurde. Wie unglücklich er gewesen, erzählte er, aber er hatte doch mit der Tochter nun ein Wesen, den er seine Liebe spenden konnte. Zur Erinnerung an seine Liebe und Glück hatte er ihr den Namen Elisabeth gegeben. — Dann folgte ihm das Schicksal seinen ererbten Sohn zugeführt: „Nur unter den Arbeitern bist Du glücklich, hast Du mir gesagt, denn sie fragen nicht: Wo bist Du her?, sondern schauen in die Zukunft mit dem Auge: „Vorwärts!“

„Ja, Dein Vater, habe Dich nun als rechtmäßigen Erben meines Nachlasses mit eingelegt, doch weiß ich, daß Du auch nun Deine Bestimmung nicht ändern, sondern weiter als Arbeiter Deine Pflicht thun und für Recht und Wahrheit eintreten wirst!“

Das war der Schluß der Aufzeichnungen des Majors. Wied der Sohn weiter für Recht und Wahrheit eingetreten sein?

„Ja, denke.“

**Ausprung der Briefumschläge.**

Seit Einführung der Briefumschläge hat man vielfach die Respektblätter für überflüssig erachtet und darum dürfte es nicht uninteressant sein die Frage zu erörtern, um welche Zeit Briefumschläge über haupt aufkamen. Wenn man den Ausprägungen Glauben schenken darf, die von französischen For schern veröffentlicht sind, so reicht die Entstehungszeit

der Briefumschläge viel weiter zurück, als man ge wöhnlich zu glauben geneigt ist, — nämlich bis zur Regierungzeit Ludwig XIV.

Um's Jahr 1650 erhielt der Cieur de Walser das Recht, unter königlichen Schutz in größeren Städten Frankreichs Privat-Postanstalten zu errichten. Er brachte Freistafeln an Straßenecken an und führte zur Erleichterung des Fremden den Umschlag mit Aufdruck ein, welche von seinen Verkaufsstellen bezogen werden konnten. 1653 gab er auch „formales de billets“, also wohl Kurzbrief-formulare, aus, welche zu geschäftlicher und zwangloser privater Verhandlung, ähnlich unseren Postkarten, dienen sollten. Ein Kurzbrief dieser Art, von Plässon an Madame de Soubert gerichtet, worin letztere als Sappho unterzeichnet wird und der Absender als „Bilander“ unterzeichnet, nebst Briefumschlag ist angebl ich noch erhalten. Ein anderes Erinnerungsstück an jene Briefpost bildet ein Brief Ludwig XIV. an seinen unehelichen Sohn, den Grafen von Louvois, datirt Versailles, 29. April 1706.

Während zu jener Zeit besondere Briefumschläge in Frankreich ziemlich verbreitet gewesen zu sein scheinen, wurden sie in England nur gelegentlich und zwar beim amtlichen Schriftwechsel verwendet. In den englischen Staatsarchiven befindet sich ein Brief von James Pylbow an den Staatssekretär Sir William Trumball, dessen Umschlag ebenfalls erhalten ist und 4 1/2 x 3 engl. Zoll = 112 : 75 mm misst. Eine alte Familie zu Hertford bewahrt einen ähnlich geformten Briefumschlag auf, der einen 1759 von Genoa aus an einen ihrer Vorfahren gerichteten Brief umschließt.

Daß die Verwendung von Briefumschlägen in Frankreich zu Anfang vorigen Jahrhunderts nichts Selbstes war, beweist eine Stelle in Le Sage's „Gil Blas“, wo es heißt: Aurora von Guoman nahm zwei Billets, steckte sie in einen Umschlag (enveloppe) u.

In der Egerton Collection des Britisch-Museum befindet sich ein Brief Friedrich II. an einen eng lischen General. Er ist von Potsdam, 28. Juli 1766, datirt und hat als Umschlag einen Umschlag von grobem Haberskremppapier, dessen Einrichtung der gegenwärtigen Briefumschläge sehr ähn lich ist. Der Umschlag hat vier Klappen; der Bee rickung erfolgte aber nicht durch Festhalten einer Längsfaltenklappe, sondern durch Verriegelung der beiden Schmalseitenklappen.

